

L03438 Felix Salten an Arthur Schnitzler, 20. 4. 1907

Wien-Heiligenstadt, 20. April 1907

Lieber,

beigeschlossen sende ich Ihnen den Fall Heimann, zu dem sich eine weitere Bemerkung ja erübrigt. Mit Lautenburg werde ich wegen des Herrn Rothenstern sprechen. Hoffentlich sehen wir uns bald.

Herzlichst Ihr

[hs.:]

Salten

Feuilleton.

Der Fall Hauptmann.

10 Im Leffing-Theater ist das neue Stück von Gerhart Hauptmann durchgefallen. Aber nicht so einfach durchgefallen, wie sonst wohl andere Stücke, die eben keine Gnade und keinen Applaus finden. Sie haben es ausgelacht, verhöhnt, bebrüllt und bejohlt; haben das Gewebe der Handlung, während es noch vor ihnen abrollte, mit ihren Wutausbrüchen in Fetzen gerissen, haben mit ihrem  
15 Spott bei offener Bühne die Worte, die sich hervorwagten, abgefangen, sie verdreht und ihnen das Antlitz entstellt oder sie mit ihrem Schimpf kurzweg niedergeschlagen. Man fragt sich, wie das geschehen konnte. Die tausendköpfige Bestie hat den Dichter, als er (»Vor Sonnenaufgang«), ein neuer Mann, vor sie hintrat, giftig angefaucht. Vor vielen Jahren. Seither hielt er sie gebändig und gezähmt, an manchem Abend. Und sie fraß aus seiner Hand. Nun  
20 konnte sie diesmal seinem Zwang entspringen, seine Fesseln so völlig abwerfen und ihm die Zähne fletschen wie ein Fies? Ist ihm da unverfehens ein Malheur passiert? Oder... Philister über dir, Gerhart Hauptmann!... ist die Kraft von ihm gewichen?

25 Jetzt liegt auch die Buchausgabe der »Jungfern vom Bischofsberg« vor. Und liest man dies neue Werk von Gerhart Hauptmann, ruhig, unbeirrt, überlegsam und mit allem guten Willen, dann zeigt es sich, daß dem Berliner Premierenvolk kein Meisterwerk zum Opfer fiel. Kultiviertere, an alten, erlauchten Traditionen erzogene Theaterbesucher hätten wahrscheinlich gefühlt, daß sie  
30 dem Dichter der »Weber«, des »Hannele« und noch zwölf anderer großer Kunstwerke Respekt schulden, und hätten nicht zum Hauschlüssel gegriffen. Aber alle hätten dieses Stück fallen lassen. Nach genauer, wohlwollender, pietätvoller Prüfung dieses Lustspiels muß man ein Urteil bestätigen, das gewiß allzu schreiend, allzu unhöflich im Ton, allzu hitzig und turbulent abgegeben  
35 wurde. Das aber gerecht ist. Leider Gottes. Leer und banal in seiner Handlung ist dieses Stück. Gequält und mühsam in seinen Gestalten. Armfelig und atemlos in seinem Dialog. Albern, leider Gottes, albern, wo es spaßhaft sein will. Und ohnmächtig, wo es nach Humor ringt. Irgendein ganz matter, ganz leiser Schimmer von persönlich nahe erlebten Dingen, von persönlich nahe geschauten Menschen haftet manchmal an diesen Figuren. Wer dem Kreis, aus dem  
40

dies Stück geholt wurde, angehört, wer tiefer hineingefchaut hat, dem mag diefer Schimmer heller, vertrauter, aufklärender glänzen. Der mag vielleicht auch erraten, was hier die dichterifche Abficht gewesen. Herausgekommen, fichtbar und deutlich geworden ift fie nicht. Leider Gottes.

\*

45

Und fo erkennt man: die »Jungfern vom Bifchofsberg«, das ift keineswegs nur ein mißlungenes Werk: das ift eine Krifis. (Hoffentlich keine Katastrophe.) Mißlingen kann jedem Künftler einmal ein Werk. Was liegt daran? Der Größte verfehlt manchmal den Kern eines Stoffes, erwifcht ihn nicht, verrennt fch und fcheitert mit irgendeinem befonderen Wollen. Aber er darf nicht unter feinem Niveau fcheitern. Gerhart Hauptmann ift hier auf einmal weit hinter fch felbft zurück, tief unter feinem Rang. Wir fahen ihn noch nie in folcher Niederung. Beifpielmäßig: es gibt einige sehr fchwächliche Stücke von Georg Hirschfeld, die fch ausnehmen wie ein fchwacher Abklatsch von Gerhart Hauptmann. Dieses Luftfpiel von Hauptmann aber nimmt fch aus wie ein fchwacher Abklatsch von Georg Hirschfeld. Das eben ift fo verwirrend. Er erfcheint hier als der Epigone feiner eigenen Epigonen. Man hat den Eindruck: jemand, der vom Seffel gefallen ift.

\*

60

Man hat den Eindruck: ein Abfturz. Die treueften kritifchen Anhänger verlaffen Hauptmann jetzt wie die vielberufenen Ratten das finkende Schiff. Seine begeisterten Schild- und Schwertträger. Und feine alten Gegner lächeln triumphierend. Jeder von ihnen fühlt fch als ein Prophet: »Ich hab' es ja immer gefagt.« (Was natürlich ekelhaft ift.) Jetzt ftellen fch die Anklagen ein, die Vorwürfe und Ratfchläge. Auch möchte man Erklärungen finden für diesen merkwürdigen Fall. Ein müder Mann, heißt es, der ausruhen follte. Sein Geift foll brachliegen eine Weile, wie ein Acker, der allzuoft nacheinander hat Ernten tragen müffen. Natürlich, rufen andere, es war zu viel; jedes Jahr ein Stück. Das geht über feine Kraft. Dann wird der Direktor Brahm hineinverwickelt. Hat denn der nicht gefehen, wie fchlecht das neue Werk ift? Wär's nicht feine Pflicht gewesen, den Freund zu warnen, ihm, wenn's nicht anders ging, die Bühne zu verfchließen? Zuletzt gegen Hauptmann die Befchuldigung menfchlicher und künftlerifcher Leichtfertigkeit.

\*

75

Ich möchte, in Parenthese, ein Wort für Brahm einlegen. Denn ich glaube, daß ihm doch ein wenig Unrecht gefchieht. Auch dann Unrecht, wenn er, wie fch's von feinem Urteil erwarten läßt, die »Jungern vom Bifchofsberg« von Anfang an für fchlecht gehalten hat. Durfte er denn wirklich einem Stück von Gerhart Hauptmann fein Theater verweigern? Das fchlagende Argument des Premierenskandals, mit dem jetzt alle fo bequem und fo unwidersprechlich hantieren, ftand ihm doch nicht im Angeficht des Manuskripts zu Gebote. Vielleicht verwarf Hauptmann die Prophezeiung, hätte vielleicht Ratgeber gefunden, die ein günstigeres Horoskop ftellten. War denn die Gefahr ausgefchlossen, daß Hauptmann, den freundlicheren Weisfagern trauend und dem Schwarzfeher, Brahm zürnend, zu Reinhardt ging? Wenn dann das Stück

85

auch bei Reinhardt fiel, blieb noch immer das ärgerliche Râsonnement: Ja, wenn Brahm gewollt hätte ... im Lessing-Theater, mit Baffermann, wäre nichts Schlimmes passiert. Ich glaube, Brahm war gar nicht in der Lage, hier etwas zu verhindern, hätte seinem Hause nur diesen für ihn wichtigsten Dichter verloren, was nicht zu riskieren war. Ganz abgesehen davon, daß Hauptmann, gestützt auf seine Erfolge, den Anspruch hat, mit jedem Stück einfach angenommen und gespielt zu werden. Und daß er schließlich nicht unter Brahms Kuratel steht.

\*

Er ist ganz allein verantwortlich; hat es auch neulich selbst gesagt, daß er »jederzeit bereit sei, vor sein Werk zu treten«. Leichtfertigkeit wird man ihm nicht vorwerfen dürfen. Wer einmal sein Gesicht gesehen hat, denkt nicht an dergleichen. Die Bilder, die von ihm verbreitet sind, geben von diesem Gesicht nur wenig. Geben nur einen falschen Begriff davon. Keines gibt den edlen Glanz, der auf diesem Antlitz ruht, keines diese leuchtende Unberührtheit seiner Mienen. Kein Bild gibt diesen Ausdruck von knabenhafter, unendlicher Güte, der um seine feinen Lippen schwebt. Kein Bild gibt auch die tiefe Heiterkeit seiner strahlenden blauen Augen. Ich habe ihn nur hin und wieder einmal, ganz flüchtig, gesehen, aber ich muß sagen: ich glaube an Gerhart Hauptmann, um seiner schönen Augen willen.

\*

Lieber Gott, überhaupt das Persönliche. Es ist, namentlich in einem Fall wie diesem, das einzig Verlässliche. Irgendein Heuchler, der sich heimlich einmal den Kopf beuterte, hat das Tartüffe-Wort erfunden: Die wahre Kunstkritik soll nie persönlich werden. Wie jede Lüge, die sich praktisch erweist und vielen Leuten Vorteil bringt, hat man auch diese zum Grundsatz erhoben, hat sich beeilt, dieses herrliche Axiom in Sicherheit zu bringen und jeglicher Debatte zu entrücken. In Wirklichkeit aber sollte die wahre Kunstkritik gar nichts anderes sein, als persönlich, so gewiß, als ja auch jede wahre Kunst etwas rein Persönliches ist und nur in persönlichen Eigenschaften des Charakters, des Gemüts und im persönlichen Erleben ihre verborgensten Quellen hat. Ist einer tot, dann freilich..., dann wirft die Kunstkritik schleunigst diesen famosen Grundsatz beiseite und wird persönlich. Aber dann ist es meistens schon zu spät. Erstens weil dann die Professoren kommen (was immer ein Malheur ist) und mit toten Dokumenten arbeiten. Und zweitens, weil dann die lebendigen Zeugen, die aus unmittelbarer Anschauung psychologisch Schöpfenden nicht mehr da sind. Wie viel wichtige Zeitgeschichte, wie viel rätsellösendes, unschätzbare Material geht so verloren. Wie aufklärend, wenn man von einem Dichter sagen dürfte: er ist ein enger, habfüchtiger, neidischer Mensch, voll Beschränktheit und kleiner Lafter. Oder von einem anderen: er hat eine rein musikalisch-formale Begabung, aber er ist so grenzenlos dumm, deshalb kann er euch nur ein paar Verse, aber nie eine Gestalt oder ein Weltbild geben. Oder von einem Schauspieler: er ist verlogen, hinterlistig und voll Tücke, deshalb spielt er die Biedermänner mit der heißen ver schwiegenen Sehnsucht, für

130 einen ehrlichen Kerl zu gelten, so famos. Sein ganzes Spieltalent entspringt dem Wunsche, seinen Charakter zu verbergen, sich zu verstellen.

\*

Gerhart Hauptmann ist sicher durch persönliche Erlebnisse, durch Wandlungen und Gefühlsverhältnisse persönlichster Art zu diesem Stück herabgeglitten. Und  
 135 hat's vielleicht deshalb gerade nicht bemerkt, daß er herabglitt. Wollte ich in dieser wichtigen Angelegenheit, in der wir diesen plötzlichen Kräfteverfall unseres stärksten Dramatikers betrachten, wollte ich diesmal den lügenrischen Grundsatz, an den ich ohnehin nicht glaube, beiseite lassen, ich könnte nichts Positives anführen, weil ich Hauptmann nicht nahe genug stehe, um  
 140 Einblick in sein persönliches Walten, in seinen Charakter zu haben. Aber ich bin felsenfest davon überzeugt, daß es irgendwie mit ihm nicht in Ordnung ist. Nicht mit seinem Wesen, denn an dieses, an diese adelige Menschlichkeit Hauptmanns glaube ich. Wohl aber mit seinem Schicksal. Ein müder Mann? Das Gerede von seiner Müdigkeit halte ich für Unsinn. Wenn man fünfund-  
 145 vierzig Jahre alt ist, steht man in der Fülle der Kraft. Wo hätte sie Gerhart Hauptmann verbraucht? Er hat ohne Amt, ohne Berufsarbeit seit zwanzig Jahren nur seinem Schaffen gelebt. Auf dem Lande, auf Reisen. Von überall her Anregung und Erfrischung empfangend. Dafür sind sechzehn Dramen keine Arbeit, die einen Mann umwirft und ermüdet. Ein Jahr ist lang, und wenn man  
 150 nichts anderes tut, kann einem produktiven Menschen in zwölf Monaten doch ein Stück gedeihen. Fertig? Ach, ich weiß, es gibt so viele schöne Seelen, die immer gern schreien: der ist fertig! Am liebsten hätten sie, wenn alle schöpferischen Geister »fertig« wären. Hauptmann hat so viele Gleise gelegt. »Die Weber«, »Hannele«, »Florian Geyer« ufw., daß man nicht annehmen kann, er sei fertig. Sicher ist nur, daß er diesmal entgleist ist. Und das erscheint mir bedenklich genug.

\*

Es gibt noch andere Bedenken. Das leere, banale Vorwort, das er seinen gesammelten Werken in diesem Winter mitgab. Dann das beängstigend schlechte  
 160 Deutsch, das man in seinen kürzlich veröffentlichten Romanfragmenten bemerkte. Vielleicht muß man trotz all seiner hohen Fähigkeit die Stellung, die er einnimmt, jetzt revidieren. Er war so lange ein Wahrzeichen, war mehr ein Begriff als eine Person. Hauptmann. Da mußte man für ihn, für die Sache sein, die seinen Namen trug. IN HOC SIGNO ... oder gegen ihn. Parteifahne. Er war der große Sieg, der Anno 89 von den Modernen erfochten wurde.  
 165 Die Schlacht bei Hauptmann. Ein historischer Name. Königgrätz, Solferino, Magenta sind ja auch kleine Nester. Und doch unsterblich. Hauptmann ist nicht klein. Aber die Schlacht bei Hauptmann ist am Ende größer gewesen, und wichtiger. Und jetzt tritt er uns auf einmal als er selbst entgegen. Als  
 170 ein talentvoller Dichter, dem ein Lustspiel jämmerlich verdarb. Das fromme Wort der unentwegt Andächtigen: »O, Hauptmann, meine Zuversicht!...« wird allerdings für immer zunichte. Nehmt ihn, wie er ist: ein Dramatiker von Genie. Ein Dichter von Intuition, dem aber der feste Halt eines tiefen künstlerischen Intellekts manchmal verfaßt ist. Trifft er's (von selbst), dann ist's

175 herrlich. Trifft er's nicht, dann ist es unrettbar. Und da er nirgendwo in fei-  
ner Seele und in seinem Geist ehern ist, da seine Selbsterkenntnis nicht kalte  
Augen, sein Wille zur Selbstentwicklung nicht stählerne Muskeln hat, brach  
er uns endlich unter dem Prunkgewand des PONTIFEX MAXIMUS zusammen.  
Seine Romanfragmente, sein Vorwort, sein Luftspiel sind Symptome, zeigen  
180 einen kindlichen Poeten, dem die artistische Bewußtheit nicht gegeben ward.  
Nehmt ihn, wie er ist. Und ihr habt nicht wenig.

\*

Daß er gerade bei einem Luftspiel die Partie verlor, gerade hier so ganz ohne  
Trümpfe blieb, ist am Ende die wichtigste Seite an der Sache. Das deutsche  
185 Drama ist seit dem Kampf, der Anno 89 geführt wurde, befreit und erlöst.  
Das deutsche Luftspiel ist nicht vorwärts gekommen. Seltsam, daß gerade der  
Mann, auf den sich nach der Biberpelz-Komödie alle Hoffnung richtete, in  
seinem ersten wirklichen Bemühen ein Luftspiel liefert, bei dem man fast ver-  
fucht wird, Ludwig Fulda all die Herbheit abzubitten, mit der man seine Füßen  
190 Nichtigkeiten abwies. Wir sind im Luftspiel heute noch am selben Platz wie  
89, haben Blumenthal, Kadelburg, Schönthan noch nicht überwunden. Die  
Schlacht am Bischofsberg ist verloren. Und das moderne deutsche Luftspiel  
noch nicht geschrieben.

Felix Salten.

195 BRIEF DES HERRN MORITZ HEIMANN AN MICH.

Auf Ihren Brief hätte ich Ihnen gleich geantwortet, und wohl auch ohne einen  
solchen Ihnen geschrieben, wenn mir das Schreiben eines Briefes zur Zeit nicht  
so arg zusetzte. Man hat Sie nicht falsch berichtet, aber ich nehme an, dass man  
Ihnen auch den Grund dessen gesagt hat, was Sie meinen Groll nennen: es ist  
200 Ihr Aufsatz über Hauptmann in der »Zeit«, die Ergänzung in der Schaubü[h]ne  
bestätigt mir nur den Eindruck davon. Dass Sie ihn schrieben und wie Sie ihn  
schrieben! Diese schlecht verhehlte Freude, diese falsche Gerechtigkeit, diese  
Demaskierung – mit einem Wort – des kaltherzig berechnet leidenschaftlichen,  
des politisierenden Journalismus, – alles dies hat mich bis in den Grund empört.  
205 Sie fangen damit an, die Ereignisse der Premiere zu beschreiben, und schön,  
anschaulich, mit aller wünsche[ns]werten »Poesie« zu schreiben und sind gar  
nicht dabei gewesen, – Ihre Freunde werden Ihnen, gefragt, sagen können, wie  
sich da[s] macht. Doch ich will und kann mich nicht auf die Einzelheiten einlas-  
sen und ich hoffe, dass auch Ihnen daran nichts liegt. Ich debattiere auch nicht  
210 mit Ihnen über Hauptmann und sein Werk, ich habe in dem Artikel Sie gelesen  
und das hat mich erregt; der Aufsatz von Kerr hat meinen Beifall gehabt (bis auf  
eine Stelle) auch das soll Ihnen sagen, was der Ihre mir gesagt und getan hat.  
Lassen Sie mich glauben, dass Sie nur eine Unklugheit getan haben; aber es  
wäre nicht das erstemal, dass eine Unklugheit auch eine Unredlichkeit sein kann.  
215 Wenn irgend wer Ihnen geraten hat, den Aufsatz zu publizieren, oder auch nur  
nicht abgeraten hat, der hat Ihnen übel gedient, übler als ich in in diesem Augen-  
blick.

Moritz Heimann

Wien-Heiligenstadt, 16. April 1907.

220 Lieber Herr Heimann

Sie bekommen meine Antwort erst heute, weil ich in diesen Tagen viel Wichtiges zu tun hatte. Und weil ich Ihnen nicht unter dem ersten Eindruck Ihres Briefes schreiben wollte.

225 Mir wurde kein Grund angegeben, weshalb Sie meinetwegen Ihr Herz ausschütteten. Sondern Herr Jacobsohn schrieb: »Heimann hat mir den Groll ausgeschüttet, den er gegen und über Sie auf dem Herzen hat«. Das Wort »Groll« wiederholte ich dann einfach.

Herr Jacobsohn fügte hinzu: »Schreiben Sie ihm selbst, wenn Sie Wert darauf legen, der Sache auf den Grund zu gehen.«

230 Ich legte Wert darauf, und schrieb Ihnen. An meine Hauptmann-Kritiken dachte ich dabei gar nicht, denn die Wendung Jacobsohns »der Sache auf den Grund gehen« deutete mir nicht darauf hin. Ich setzte auch voraus, dass Sie vor einem offenen, mit aller Behutsamkeit, und – wie Sie wissen mussten – ohne Leichtsinn ausgesprochenen Urteil einige Achtung haben. Ein Irrtum, der nun aufgeklärt ist.

235 Ich schrieb Ihnen, weil ich schon vor Monaten zu mehreren Leuten (darunter auch zu Wassermann und Trebitsch) geäußert hatte, Ihr Benehmen gegen mich während meiner letzten Berliner Zeit und nachher sei mir merkwürdig versteckt erschienen. Also schon lange vor den »Jungfern vom Bischofsberg«. Das deutete ich Ihnen auch in meinem Briefe ziemlich lesbar an, und glaubte, Sie würden die  
240 Ihnen also gegebene Gelegenheit, aufrichtig zu sein, benützen. Ein Irrtum, der jetzt gleichfalls aufgeklärt ist.

Ich antworte Ihnen ausführlich. Einfacher und kürzer könnte ich auf Ihren Brief entgegnen: »Ich bin kein Schurke, Tybalt, ich seh' Du kennst mich nicht – somit Lebewohl«. Aber es zeigt sich, dass solche Milde übel angebracht ist und dass  
245 Tybalt bald darauf dennoch niedergeschlagen werden muss. Deshalb antworte ich Ihnen lieber gleich ausführlich und erspare das Lebewohl für den Schluss.

Man braucht Ihren Brief nur neben meine Hauptmann-Kritiken zu legen und Ihre ganze Taktik enthüllt sich im Augenblick. Auch für diejenigen, die es nicht wissen sollten, dass ich von Anfang an jedes Werk Hauptmanns mit Bewunderung auf-  
250 genommen habe. Auch für diejenigen, die es weder aus meinen Schriften noch aus meiner persönlichen Bekanntschaft zu wissen vermögen, dass ich mich niemals gefreut habe, wenn irgendwo einem arbeitenden Manne ein Werk misslang. Und dass solche Freude meinem ganzen Wesen fremd ist.

Für jeden Unbefangenen sprechen es meine Hauptmann-Kritiken ohne alle  
255 Unterstimmen aus, dass ich die »Jungfern vom Bischofsberg« für schlecht halte. Nur diese. Dass ich aus Hauptmanns Prosa und aus eben diesem letzten Lustspiel den Eindruck empfinde, er ermangle der Selbstkritik und der Fähigkeit des artistischen Arbeitens. Dass ich für das Misslingen dieses Lustspieles Ursachen suche, die mir ausserhalb von Hauptmanns Person zu liegen scheinen. Vor allem aber,  
260 dass ich über diesen Einzelfall hinaus an Hauptmanns dichterische Bedeutung

glaube, und meine Leser auffordere, über diesen Einzelfall hinweg der Bedeutung des ganzen Mannes eingedenk zu bleiben.

Sie beschuldigen mich dagegen einer »schlecht verhehlten Freude«. Dass heisst, Sie zögern keinen Augenblick es auszusprechen, dass Sie eine niedrige Gesinnung bei mir annehmen. Darin liegt nicht nur eine Fälschung meiner Kritik; (denn Sie werden allen Leuten, die meine »Freude« nicht ausfinden können, lächelnd zu verstehen geben, dass Sie eben ein feineres Gehör haben, als andere Menschen) darin liegt auch eine Treulosigkeit gegen unseren persönlichen Verkehr. Denn nur, wenn Sie sich alles dessen entschlagen, was Sie im Umgang mit mir an mir kennen gelernt haben, sind Sie imstande einen solchen Vorwurf gegen mich zu erheben. Darin liegt aber auch schon die Bereitschaft, diesen persönlichen Verkehr künftighin zur Bekräftigung Ihres Briefes umzufärben und zu verleumden.

Viel deutlicher geht das Verhalten, zu dem Sie sich entschlossen haben, aus dem andern Vorwurf hervor, den Sie mir machen, aus der von Ihnen sorgfältig zugefeilten Formel vom »kaltherzig, berechnet leidenschaftlichen, politisierenden Journalismus«. Was Sie hier begehen, ist weit schlimmer. Gerade Sie kennen mich genug oder sind doch – was dasselbe bleibt – verpflichtet, mich hinlänglich zu kennen, um zu wissen, dass ich nicht kaltherzig bin und dass, wenn Leidenschaftlichkeit bei mir irgendwo zutage tritt, nicht die Spur einer Berechnung mit dabei ist. Gerade Sie wissen, warum ich als produktiver Mensch den Journalismus ausübe und wie ich ihn ausübe. Dass ich jemals politisierend meine Urteile gedreht hätte, ist aus meinem Leben kein einziges Mal ersichtlich. Trotzdem werfen Sie mir diese Worte zu und vergreifen sich an mir, Sie – an mir, Sie, der den Journalismus mit solcher Mühe umwirbt – an mir, der ich von meinem Standpunkt aus mit Ihnen über Journalismus gar nicht zu reden brauchte; – Sie – an mir, der Sie sich damit begnügen, in gefahrlos verschwiegenen Zimmern ohne alle Verantwortung zu predigen und Klugreden zu halten, – an mir, der beständig seine Haut zum Markte trägt.

Sie sprechen von einer politisierenden Absicht, und sagen dann: »Wenn irgendwer Ihnen geraten hat, diesen Artikel zu publizieren u. s. w.« Sie haben also die Ansicht, dass man – ehe man sein Urteil publiziert, – sich dazu raten oder davon abraten lässt[.] Sie haben die Anschauung, dass man sich gemeinschaftlich darüber einigt, etwa gruppenweise oder durch Klüngelinteressen zusammengeführt, darüber berät, ob es »klug« oder »unklug« ist, diese oder jene Ansicht zu publizieren, kurz, dass man hier nach einer gewissen gemeinsam beschlossenen Taktik vorgeht.

Ich habe von jeher meine Kritiken veröffentlicht, ohne sie vorher irgend einem Menschen zu zeigen, auch ohne zu bedenken, ob mir das, was ich sage, Freunde oder Feinde, Nutzen oder Schaden bringt, habe von jeher dieses Verfahren – wenn man nur seine aufrichtige Ueberzeugung sagt – für das einzig mögliche gehalten, und stehe nun voll Erstaunen vor einer Denkweise, die mir übrigens sehr viel Licht über Ihren ganzen Brief verbreitet.

Sehen Sie, lieber Herr Heimann, aus diesem Schluss Ihres Briefes, aus Ihren Worten, die Sie im Vollton bedauernder Wohlmeinung aussprechen, raucht mir etwas

entgegen, was mir zuwider ist. Hier haben Sie sich ganz unwillkürlich etwas ent-  
schlüpfen lassen, und Ihr Brief wird dadurch auf einmal zu einem Dokument  
gestempelt.

310 Sie durften sich's – vielleicht – erlauben und von einer Unklugheit sprechen,  
wenn Sie es nämlich annehmen, dass es ein Ziel des Klugen sein muss, mit sei-  
ner Meinung einflussreichen Personen zu gefallen. Aber Sie durften nicht – auch  
nicht vermutungsweise – von einer Unredlichkeit sprechen. In meinem ganzen  
Leben, in mei,ner ganzen publizistischen Tätigkeit ist nichts vorhanden, was  
Ihnen ein Recht dazu gibt. Wenn Sie es trotzdem tun, dann ist es eben Ihre Gesin-  
315 nung gegen mich, die nach einem schmähenden Ausdruck langt, die aber ihrem  
Schimpf gerne den Anschein einer höheren Gerechtigkeit geben möchte. Leider  
kann ich Ihnen solchen Luxus nicht gestatten. Und ich habe für das Wort Unred-  
lichkeit nur die eine Entgegnung: Frechheit.

Sie werfen mir vor, ich hätte die Premiere »beschrieben« ohne dabei gewesen  
320 zu sein. Diesem Vorwurf liesse sich selbst dann begegnen, wenn ich den Abend  
beschrieben hätte. Ich habe jedoch aus Berichten, die übereinstimmend in allen  
Zeitungen zu lesen waren, wie nach absolut glaubwürdigen Privatnachrichten  
in knapp zehn Zeilen konstatiert, dass dieser Vorfall sich ereignet hat. Mehr  
nicht. Dieser laute und überall besprochene Vorfall bildete den äusserlichen Aus-  
325 gangspunkt meines Artikels. Deshalb musste dieser Vorfall auch am Anfange des  
Artikels konstatierend erwähnt werden. Das ist eine Sache der Technik, von der  
ich allerdings glaube, dass Sie sie nicht verstehen. Ich bin aber gar nicht mehr im  
Zweifel darüber, dass Sie den Unterschied zwischen Beschreiben und Konstatie-  
ren diesmal absichtlich verwechseln. Und ich weiss, dass Sie mala fide handeln,  
330 wenn Sie mir zumuten, (Sie mir) ich hätte nach einem Berliner Theaterskandal  
geschnappt, um ihn zum Gegenstand einer »Schilderung« zu machen!

Damit allein aber geben Sie sich nicht zufrieden. Sie müssen noch sagen, ich hätte  
»schön« »anschaulich« beschrieben, müssen das Wort Poesie unter Anführungs-  
335 zeichen setzen und hoffen dabei, das werde mich treffen, weil es gegen Dinge in  
mir gerichtet ist, die mir am wertvollsten sind und von denen im Umkreis meiner  
Tagesarbeit sprechen zu lassen, mir empfindlich sein kann. Hier brechen Sie mit  
Vorbedacht und mit Hohn in die Intimität meines Wesens ein, um mich desto  
sicherer zu verletzen. Dieser dreiste Griff an die geistigen Schamteile und Zeu-  
gungsorgane eines andern ist so widerwärtig, so durch nichts entschuldbar, dass  
340 ich ih[n] hier nur feststelle und weiter nichts drauf sage.

Ihr ganzer Brief ist lediglich eine Spekulation auf meine Gutmütigkeit. Hätten Sie  
mich nicht für so gutmütig gehalten, Sie hätten es nie versucht, mich mit dieser  
wohlfeilen Literaten-Psychologie zu dupieren.

Sie haben irgend ein dumpfes Gefühl gegen mich, das ich bei Ihren Jahren und  
345 in Ihrem Zustande schliesslich begreife, und das ich bezeichnen könnte, wenn  
ich wollte. Die absolute Wahrheit meiner Hauptmann-Kritiken reizt gewisse Emp-  
findlichkeiten und Instinkte in Ihnen, die ich gleichfalls bezeichnen könnte.

Aber Sie schweigen. Trotzdem unser Umgang Ihnen jede Handhabe bietet, offen  
mit mir zu sein und (wenn Sie mich einmal sachlich im Unrecht glauben) sachlich  
350 und anständig zu mir zu kommen und mit mir zu reden .. trotzdem schweigen



Sie gegen mich und »schütten anderen Ihr Herz aus«. Erst als ich davon höre und in einem erklärlichen Reinlichkeitsbedürfnis Sie gradeaus frage, – erst dann bequemen Sie sich zu einer direkten Aeusserung. Dabei jedoch wollen Sie vor mir verheimlichen, was in Ihnen vorgeht, möchten aber trotzdem als ein aufrichtiger und freimütiger Mann vor mir erscheinen.

Und so schreiben Sie diesen Brief, der freimütig aussehen soll, geben sich als den Rechtschaffenen und Wackeren: Nicht etwa, dass Sie keine Kritik vertragen .. Gott bewahre! Bis auf eine Stelle (ich könnte diese Stelle nennen) hat Kerr Ihren »Beifall« gehabt. Nicht, dass ich etwas gegen Hauptmann zu sagen wagte, beanstanden Sie .. behüte! Sie debattieren nicht mit mir über Hauptmann. Sie machen es viel geschickter: Sie sprechen über mich. Weil Sie gegen meine künstlerischen Argumente unfähig sind etwas vorzubringen, muss ich es sein, meine ganze Person, wogegen Sie sich wenden. Hier können Sie sich die Argumente sparen, (meinen Sie), und beweislos den Schreiber beschimpfen, da gegen das Geschriebene nicht gut anzukämpfen ist. Gelingt es nur, den menschlichen Wert des Kritikers zu vernichten[,] dann ist auch seine Kritik entwertet und kann aus der Hauptmann-Debatte ohne weiteres ausgeschaltet werden.

Sie verfahren dabei wirklich sehr schlau, gebrauchen »feine« Worte und Wendungen, nehmen einen »höheren« Standpunkt ein, damit der meinige tiefer erscheine. Sie geben sich eine edle Haltung, indem Sie eine kerzengerade Sache auf eine pfäffische Weise verdrehen. Sie sind salbungsvoll, gerecht und fromm, damit Sie Recht behalten und ich im Unrecht bleibe.

Wenn einer von uns beiden der Politisierende gewesen ist[,] dann sind Sie das, mein lieber Herr Heimann! Und es wäre mir nicht schwer, jetzt die Offensive zu ergreifen, und Ihnen zu beweisen, Ihnen Punkt für Punkt nachzurechnen, dass Sie lange schon, immer und überall politisierende Kleinliteratur und literarische Politik betreiben und betrieben haben. Denn jetzt ist mir doch über viele Dinge, besonders aber über dieses unverantwortliche, behutsam rückversicherte Predigertum ein Licht aufgegangen.

Sie haben die Sache mit mir sehr klug angefangen, aber es war doch recht töricht von Ihnen, gar so klug sein zu wollen. Sie haben mich für gutmütig gehalten und damit nicht schlecht geurteilt. Nur dass ich jetzt meine Gutmütigkeit doch ein wenig zu zügeln verstehe, was Sie freilich nicht voraus wissen konnten. Ihnen war nur bekannt, dass ich in meinem Leben schon oft von Gehässigkeit, verletzten Eitelkeiten und geschädigten Cliquen-Interessen wütend angefallen worden bin, und niemals so viel Ernst für derlei Dinge aufgebracht habe, um sie energisch abzuwehren. Jetzt aber bin ich zu der Ueberzeugung gelangt, dass es ein Unrecht war, mir von den Leuten, denen meine Kritik wider den Strich ging, Böswilligkeiten bieten zu lassen. Ich habe nachgerade genug von diesem Spiel und bin fest entschlossen, es nicht mehr zu dulden, wenn sich Literaten-Schmähsucht an mir vergreifen will, es nicht mehr zu dulden, wenn ein Einbruch in mein Wesen versucht wird[.] Sie sind jetzt der erste, den ich wieder einmal dabei abfasse.

Ich lege den Akt Heimann so wie er ist (meine Artikel, Ihren Brief, meine Antwort) zur Feststellung des Sachverhaltes für künftige Geschehnisse und zur persönli-

395 chen Aufklärung für diesen jetzigen Vorfall in die Hände einiger mir wertvoller Menschen.

Mit Ihnen selbst bin ich fertig, und schliesse meine Privatkorrespondenz mit Ihnen ein für allemal. Sollten Ihnen weitere Auseinandersetzungen mit mir erwünscht sein, dann verweise ich Sie vor die Oeffentlichkeit. Was Sie dort vor-  
400 bringen, werde ich anhören, und Ihnen eben dort entgegenen. Die Bequemlichkeit der Hintertreppe und die Gefahrlosigkeit des Literaten-Schwatzes, kurz diesen ganzen Komfort, den sich Menschen in Ihrer Lage auf Kosten anderer so gerne gestatten, kann ich Ihnen zu meinem Bedauern nicht zubilligen.

© CUL, Schnitzler, B 89, B 1.

Brief, 1 Blatt, 1 Seite, 15268 Zeichen  
maschinell

Handschrift: schwarze Tinte (Unterschrift)

Beilagen: 1) Zeitungsausschnitt, 1 Blatt, 2 Seiten 2) maschineller Durchschlag einer Abschrift eines Briefes von Moritz Heimann, 1 Blatt, 1 Seite 3) maschineller Durchschlag eines Briefes von Salten an Moritz Heimann, 8 Blatt, 8 Seiten, paginiert: »2«–»8«, teilweise minimale Korrekturen mit schwarzer Tinte, die in der Wiedergabe übernommen sind

Ordnung: mit Bleistift von unbekannter Hand nummeriert: »228«

<sup>3</sup> *Fall Heimann*] Siehe A.S.: *Tagebuch*, 25. 3. 1907.

<sup>5</sup> *sehen wir uns bald*] Nachweisbar sahen sie sich am 29. 4. 1907 wieder.

<sup>8</sup> *Feuilleton.*] Felix Salten: *Der Fall Hauptmann*. In: *Die Zeit*, Jg. 6, Nr. 1576, 12. 2. 1907, Morgenblatt, S. 1–2.

<sup>75</sup> *Parenthefe*] im Druck steht »Paranthese«

<sup>79</sup> *Gerhart ... Theater*] Die Argumentation über das Scheitern der *Jungfern vom Bischofsberg* hat an dieser Stelle einige Ähnlichkeit mit der Debatte über das Stück *Der Schleier der Beatrice* von Schnitzler, das Paul Schlenther im Frühjahr 1900 für das *Burgtheater* abgelehnt hat. In dem von Salten maßgeblich betriebenen öffentlichen Protest der Theaterkritiker heißt es: »Wir stellen die Qualitäten dieses Werkes in dem vorliegenden Falle gänzlich außer Discussion und lassen ebenso die allenfalls naheliegende Frage unerörtert, ob ein Stück von Arthur Schnitzler nicht auch dann einen gewissen Anspruch darauf hat, der Oeffentlichkeit und der Kritik im Verlaufe zweier Jahre vorgeführt zu werden, wenn es (ERROR POSSIBILIS) der Meinung des Directors zufolge zweifelhafte Erfolgsaussichten besitzt.« Hermann Bahr, Arthur Schnitzler: *Briefwechsel, Aufzeichnungen, Dokumente (1891–1931)*, Hermann Bahr, Julius Bauer, J. J. David, Robert Hirschfeld, Felix Salten, Ludwig Speidel: Erklärung, 14. 9. 1900.

<sup>96</sup> *jederzeit ... treten*] In Erneuerung einer Umfrage von Hermann Bahr (siehe Arthur Schnitzler an Hermann Bahr, Antwort auf eine Umfrage, 15. 2. 1899) fragte Alfred Holzbock im *Tag*, ob Autoren sich bei Aufführungen auf die Bühne stellen sollten. Gerhart Hauptmann wird zitiert mit: »Ich bin jederzeit bereit, zwar nicht vor das Publikum, wohl aber vor mein Werk zu treten.« (*Der Hervorruf und unsere dramatischen Autoren*. In: *Neues Wiener Journal*, Jg. 15, Nr. 4470, 1. 1. 1907, S. 15).

<sup>160</sup> *Romanfragmenten*] nicht ermittelt

<sup>164</sup> *In hoc signo*] lateinisch: in diesem Zeichen

<sup>195</sup> *Brief ... Heimann*] Schnitzler kannte den Brief (zumindest dem Inhalt nach) bereits am 25. 3. 1907.

<sup>200</sup> *Ergänzung*] Felix Salten: *Der Fall Brahm*. In: *Die Schaubühne*, Jg. 3, Nr. 9, 28. 2. 1907, S. 221–225.

<sup>211</sup> *Aufsatz von Kerr*] Alfred Kerr: »*Die Jungfern vom Bischofsberg*.« *Lustspiel von Gerhart Hauptmann. Erstaufführung im Lessing-Theater*. In: *Der Tag*, Nr. 64, 5. 2. 1907, S. [1–2].

<sup>219</sup> 6] Die Ziffer »6« wurde mit schwarzer Tinte, wohl von Salten, durch Ergänzung eines Oberstrichs aus der getippten »0« gebildet.

<sup>329</sup> *mala fide*] lateinisch: bösen Glaubens